

Sommer 1870 in Rom

Von Hartmann Grisar S. J.

Die Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit und die Eroberung Roms habe ich im Sommer 1870 als Zuschauer erleben dürfen.

Es ist bekannt, wie sehr der Streit um die Unfehlbarkeit des Papstes damals die Geister erregte. Als ich während des Konziles den Bischof Kremenz von Ermland, meinen ehemaligen Koblenzer Pfarrer, in Rom besuchte, lenkte er das Gespräch sofort auf diese Frage. Er hielt eine dogmatische Entscheidung besonders deswegen für verfrüht, weil zumal in Deutschland die theologischen Lehrbücher und die Katechismen von der päpstlichen Unfehlbarkeit noch zu wenig gesprochen hätten. Das war nun freilich nicht ganz genau. Die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes war nicht bloß in beständiger praktischer Anerkennung wirksam gewesen, sondern auch wenigstens mittelbar in älteren deutschen Schriften zum Ausdruck gekommen. Über die Katechismen erhielt man in der Folge gute Arbeiten von Franz Moufang zu Mainz und Hermann Rump zu Münster, die das klarstellten. Unter den 485 Bischöfen, die im Juli 1867 in einer an den Papst gerichteten Adresse die Lehre voraussetzten, befanden sich auch die Oberhirten von Köln, Mainz, St. Gallen, Olmütz, Gran und Kalocsa. Was Bischof Kremenz mir sagte, hatte übrigens niemals einen gallikanischen oder antipäpstlichen Ton. Das war bei fast allen Gegnern der Definition ebenso; sie befürchteten nur ungünstige kirchliche und politische Folgen. Über Bischof Ketteler scherzte man freilich damals in Rom: „Wer ist dem Papst am fernsten?“ Antwort: „Bischof Ketteler von Mainz.“ Er bewohnte nämlich eine Villa, die von der Peterskirche sehr weit ablag — und das übrige dachte man sich. Seine theologischen Ansichten waren nicht ganz klar, aber daß die Definition im gegebenen Falle gläubig anzunehmen sei, stand für ihn außer Frage, wie er noch am Vorabend seiner Abreise aus Rom ausdrücklich dem Papste schrieb. Die Verteidiger der Unfehlbarkeit kamen häufig in der Bibliothek der „Civiltà Cattolica“ zusammen, weil man dort die großen theologischen Quellenwerke über das Papsttum seit Jahren gesammelt hatte. Ich sah in den Bänden der Konziliensammlung von Mansi manche Texte von den Bischöfen und ihren Theologen angestrichen.

Die denkwürdige öffentliche Sitzung, in der am 18. Juli 1870 die Definition verkündet wurde, lockte mich schon am frühen Morgen mit einem Begleiter auf den Weg. Es gelang mir, vor der Konzilsaula einen Platz zu gewinnen, von dem ich während der ganzen Sitzung das Innere des gewaltigen Saales aus der Nähe überschauen konnte. Ein im Gedränge bei mir ausharrender Kapuziner erklärte mir die Ordnung des Zuges der Kardinäle und Bischöfe, die in großem Ornate feierlich einherschritten. Nach der üblichen religiösen Einleitung verlas ein Prälat mit lauter Stimme vor dem im Hintergrunde thronenden Papste den in der letzten Sitzung durch die Konzilsväter angenommenen Entwurf. Darauf begann die entscheidende Abstimmung. In der Reihenfolge der Rangstufen schritten zwei Prälaten

von einem stimmberechtigten Konzilsmitglied zum andern und nahmen das Ja oder Nein entgegen. Dann sang der eine der beiden den Namen des Bischofs, der andere die abgegebene Stimme. Mein Kapuziner zählte kräftig mit und brach jedesmal in einen freudigen Jubel aus, wenn er wieder ein Hundert Ja-Stimmen zusammen hatte. Als ein Sizilianer und etwas später ein Nordamerikaner mit Nein stimmte, rief der Kapuziner entrüstet: „Habt ihr gehört? Was soll das? Will der die Abstimmung verderben?“ Allerdings verlief sonst die Stimmabgabe der 535 Konzilsväter recht einträglich, aber es wirkte doch wieder großartig, wenn „Placet“ auf „Placet“ so feierlich bejahend in den Raum klang.

Allmählich wurde es finster. Ein starkes Gewitter war heraufgezogen, und gegen Ende der Abstimmung zitterten die Mauern unter furchtbaren Donnerschlägen. Mein Kapuziner rief: „Hört ihr es? Da meldet sich der böse Feind!“ Der Papst verkündete während des Unwetters mit lauter, voller Stimme das Ergebnis und hieß kraft seiner apostolischen Gewalt den Entwurf der Definition gut. Ich sah, wie ein Prälat zum päpstlichen Throne hinaufstieg und knieend das Buch emporhielt, aus dem der Papst zu lesen begann: „Die Entwürfe sind in der vorgelegten Form von allen Konzilsvätern, mit Ausnahme von zweien, gebilligt worden.“ Als Pius die Definition beendet hatte, entstand drinnen und draußen begeistertes Händeklatschen und Tücherschwenken, so daß der Jubel den Donner des Gewitters fast übertönte. Die Bischöfe begannen im Wechselgesang mit dem Chore der Sixtinischen Kapelle das Te Deum. Aber wir Zuschauer sangen so laut mit, daß man bald nur noch die Bischöfe und uns hörte. Das war der letzte Tag des Konzils. Der Kampf um den Bestand des Kirchenstaates hinderte seine Fortsetzung, und am 20. Oktober 1870 verschob der Papst es endgültig auf bessere Zeiten.

Mehr als einen Monat vorher, am 9. September 1870, hatte Graf Ponza di San Martino dem Papste ein Schreiben von König Viktor Emanuel überbracht, das mit den Worten begann: „Heiligster Vater! Mit der Anhänglichkeit eines Sohnes, mit der Treue eines Katholiken, mit der Ehrlichkeit eines Königs und mit den Gefühlen eines Italieners wende ich mich wie schon früher an das Herz Eurer Heiligkeit.“ Dann folgte der Vorschlag, zur Sicherung Italiens und des Papstes Rom durch die königlichen Truppen besetzen zu lassen. Der Papst solle dabei die volle Souveränität behalten und im Besitze des sogenannten Leoninischen Stadtviertels, in dem der Vatikan liegt, im Genuße freier Kirchenregierung und aller Ehrenrechte bleiben. Pius kannte bereits Stil und Bedeutung solcher Briefe. Bei einer ähnlichen Gelegenheit hatte er sich geäußert: „Jedesmal, wenn eine neue Gewalttat bevorsteht, schreibt mir dieser König einen freundlichen Brief. Er fühlt das Unrecht, aber er will nicht davon abstecken.“ In Rom habe ich oft über Viktor Emanuel sagen hören: „Er schreckt vor keinem Unrecht zurück, aber den Teufel und die Hölle fürchtet er.“ Dem Grafen Ponza di San Martino antwortete der Papst: „Ihr seid übertünchte Gräber. Über eure Vorschläge kann ich mich in keine Verhandlungen einlassen.“ An den König schrieb er am 11. September, das überreichte Schrei-

ben entspreche nicht der Anhänglichkeit eines Sohnes, der sich auf seinen katholischen Glauben und seine königliche Aufrichtigkeit berufe. Dem Vater bleibe nur übrig, für seinen Sohn die Barmherzigkeit des Himmels anzuflehen.

An demselben Nachmittag, an dem Graf Ponza di San Martino mit dem königlichen Schreiben zum Papste ging, war ich Zeuge der letzten großen Wohltat, die Pius als weltlicher Herrscher den Römern erweisen konnte. Auf dem Esquilin, vor den Thermen Diokletians, wurde die „Aqua Pia“ feierlich eingeweiht. Der Papst hatte diese vorzügliche Wasserleitung aus alter Zeit wiederherstellen lassen. Die Eröffnung wurde zu einer eindrucksvollen Huldigung des römischen Volkes für seinen „Pio Nono“. Allerdings hatten sich seit langem auch unter den Römern Untreue und Verrat geregt. Aber alle papstfeindlichen Bewegungen größeren Umfangs waren bisher durch die Maßnahmen der Polizei vereitelt worden. Ich sah, wie dem Papste im Kranze seiner Kardinäle der erste Becher mit Wasser aus der neuen Leitung gereicht wurde. Dann gaben Damen des römischen Adels auch den übrigen kirchlichen Würdenträgern unter den heitern Klängen der Musik dieses beste Wasser der Stadt zu trinken. Als der Papst wieder zu seinem Galawagen schritt, wuchsen Lärm und Gedränge des Volkes um ihn so gewaltig, daß es beinahe schien, als ob ein feindseliger Angriff bevorstehe. Aber der Papst segnete sie alle lächelnd, und kindlich gehorsam beugten sich die Häupter.

„Die Piemontesen werden nicht hereinkommen“, sagten sich noch in diesen Tagen viele Getreue mit starker Zuversicht. Man glaubte, auch der Papst habe das gesagt. Bald erfuhr man, daß schon am 11. September das italienische Heer unter Cadorna die Nordgrenze des Kirchenstaates überschritten habe. Von Terni aus erließ Cadorna einen Aufruf an die Italiener der römischen Provinzen, in dem er sagte, er komme zum Schutze der italienischen Freiheit. Viktor Emanuel werde den Papst besser gegen Angriffe verteidigen als Napoleon III., dessen Truppen ja Rom geräumt hätten. Den Soldaten Cadornas war diese Sprache nicht ungewohnt, und viele sahen das Unternehmen gegen Rom tatsächlich als ein gottgefälliges Werk an.

In Rom waren alle päpstlichen Truppen, im ganzen ungefähr 10 000 Mann, zusammengezogen. Schmerzlich empfanden wir das Mißverhältnis dieses Häufleins zu der zehnfachen Übermacht der heranrückenden Feinde. Ich sah, wie in der Nähe von San Eusebio, wo ich damals wohnte, die alte Aurelianische Stadtmauer in Verteidigungszustand gesetzt wurde. Die Soldaten schleppten an geeignete Stellen einige verstaubte Kanonen und belegten den Rand der Mauer mit Sandsäcken. Von den fremden Mächten, die beim Papst vertreten waren, schien keine Hilfe zu hoffen. Der österreichische Botschafter war abwesend, und sein Vertreter hatte nur beruhigende Worte. Aus Wien richtete der protestantische Graf Beust im Sinne des Kaisers an die italienische Regierung nichts als das freundschaftliche Ersuchen, alle mit ihren Maßnahmen verträglichen Rücksichten auf den Papst zu nehmen. Der preußische Gesandte unterhielt lebhaft Verbindung mit dem königlichen Italien und suchte bis zum letzten Augen-

blick den Papst zu bestimmen, in die Besetzung Roms durch Viktor Emanuel einzuwilligen. Die städtische Bevölkerung blieb ziemlich ruhig. Was die italienische Regierung erwartet hatte, ein Volksaufstand werde ihren Absichten entgegenkommen, ging nicht in Erfüllung. Der achtzigjährige Pius stieg in diesen Tagen der Not auf seinen Knien, wie es frommer Andachtsbrauch ist, die Scala Santa am Lateran hinauf. Dem Befehlshaber seiner Truppen, dem aus Baden stammenden General Kanzler, gab er schriftliche Weisung, die Mauern so lange zu verteidigen, bis die erste Bresche geschossen sei; es müsse feststehen, daß er nur offenbarer Gewalt weiche.

Von unserem Dache aus sahen wir die Truppen Cadornas am 17. September heranziehen. Den Janiculus hinter St. Peter besetzte General Bixio, um von hier aus die Stadt zu beschießen. Am 20. September, morgens 5 Uhr, wurden wir durch den ersten Kanonendonner aufgeschreckt. Nach meiner Messe flogen Granatenstücke in die Kirche. Jenseits des unbebauten Platzes zwischen unserem Hause und dem Lateranischen Tor sahen wir die päpstlichen Soldaten über die Laufgänge der Mauer eilen und mit Gewehren feuern. Zuweilen antwortete auch päpstliches Geschütz den feindlichen Kanonen. Unterdessen wurden in unserem Hause gerade die Exerzitien des hl. Ignatius für eine Schar von Seminaristen gegeben. Der Leiter wollte anfangs die Übungen nicht unterbrechen und sagte den Teilnehmern, wenn ihnen das betrachtende Gebet zu schwer werde, sollten sie wenigstens bei jedem Kanonenschuß ein Stoßgebet verrichten. Aber der Schüsse wurden bald zu viele. Alle Hausbewohner drängten sich, um sicherer zu sein, in das unterste Stockwerk zusammen. Der Barbier, der jeden Tag zu uns kam, wollte sich auch heute seinen Verdienst nicht entgehen lassen. Keuchend stürzte er zur Tür herein und erzählte uns von den überall einschlagenden Bomben. Ein Seminarist, der die Exerzitien mitmachte, zeigte mir auf seinem Zimmer ein Marienbild und sagte, diese heilige Jungfrau sei ihm in Paris erschienen und habe ihn aus einem Juden zu einem Katholiken gemacht. Ihr zu Ehren wolle er jetzt den Verwundeten helfen. Tatsächlich machte er sich auf den Weg zur Stadtmauer, um im Notfall bei der Ambulanz Dienste zu tun. Da die Zahl der Betten in unserem Hause wegen der vielen kleinen Zimmer, in denen die Teilnehmer an den Exerzitien zu wohnen pflegten, sehr groß war, machte ich mich daran, nach Möglichkeit vor jede Zimmertür ein Gefäß mit Wasser zu stellen, damit wenigstens etwas zum Löschen da wäre, wenn ein Geschöß Brand verursachte.

Ungefähr zweieinhalb Stunden hatte die Beschießung gedauert, als wir auf der unweit gelegenen Kirche Santa Maria Maggiore die weiße Fahne aufsteigen sahen. „Consummatum est“, hatte Pius gesagt — es ist vollbracht. Die Verhandlungen wurden durch General Kanzler außerhalb der Mauern geführt. Das Leoninische Stadtviertel sollte nicht besetzt werden. Die päpstlichen Soldaten hatten ihre Waffen abzuliefern und dann in ihre Heimat zurückzukehren. Königliche Truppen waren schon vor dem Ende der Verhandlungen durch die Bresche an der Porta Pia in die äußeren Straßen der Stadt eingedrungen. Pius IX., der sofort die Besetzung Roms

und seiner Staaten als rechtsungültig erklärt hatte, zeigte sich an den Fenstern des Vatikans immer wieder seinen treuen Soldaten. Sie hatten sich auf dem Petersplatz versammelt und brachten ihrem Papstkönig stürmische Huldigungen dar. Als sie die Stadt verlassen mußten, sahen sie sich rohen Beleidigungen des Gesindels ausgesetzt, das aus den Gefängnissen Roms und der Umgegend entlassen worden war. „Fort mit Pius!“ brüllten die betrunkenen Kehlen, und das Gejohle scholl bis in die Vatikanstadt hinein. Zum Glück hatte der Papst zu seinem Schutze noch die Nobelgarde und seine Schweizer, zusammen gegen 400 Mann. Auf die Dauer konnte aber diese kleine Schar die Verteidigung der Leoninischen Stadt nicht gewährleisten. Und so sah der Papst sich genötigt, durch General Kanzler an Cadorna das Gesuch um Besetzung auch dieses Teiles von Rom zu richten. Cadorna war sofort bereit und erließ auch strenge Befehle gegen Ruhestörer, aber damit hatte der Papst über die ursprünglichen Verhandlungen hinaus den letzten Teil seines Gebietes preisgeben müssen.

Schon am Vormittag des 20. Septembers waren unsere Obern in San Eusebio zum Entschluß gekommen, das Haus wenigstens einstweilen zu räumen. Für alle Bewohner hatten katholische Familien der Stadt Unterkunft zugesagt. Da wir im römischen Jesuitenkleid nicht sicher gewesen wären, legten wir Weltpriesterkleidung an. Mit zwei andern Patres wurde ich in ein adeliges Haus der Via degli Uffici geschickt. Die Straßen waren fast menschenleer, Läden und Wohnhäuser verschlossen. Einen wohlbeleibten Mann mit Revolver und Säbel sah ich scheu aus einer Türe schleichen. An den Fenstern stand hin und wieder in großen Buchstaben die Inschrift „Sì“ (Ja) als Zeichen des Einverständnisses mit den Eroberern. Als wir den „Platz der Zwölf Apostel“ betraten, strömten uns unter Trompetensignalen königliche Truppen entgegen, Schüsse fielen, päpstliche Soldaten drängten sich an uns vorbei. Meine zwei Begleiter warfen ihr Gepäck hin und liefen davon. Als ich es vom Boden aufnehmen und ihnen dann folgen wollte, riß mich das Pferd eines päpstlichen Dragoners zu Boden. Meine Gefährten riefen mir vom obern Ende des Platzes ängstlich zu und schickten mir einen ärmlich aussehenden Mann zu Hilfe. Er nahm mir ein paar Gepäckstücke ab und führte uns alle drei in seine nahe Wohnung. Sie bestand aus nur einem Zimmer. Vom Fenster sahen wir, wie der Platz immer mehr von Truppen besetzt wurde, und wie manche Anwohner ihnen sofort Getränke und Speisen brachten.

Nachmittags entschlossen wir uns, mit Hilfe unseres stadtkundigen Retters auf Umwegen das adelige Haus zu erreichen, in dem wir einstweilen wohnen sollten. In geistlicher Kleidung war das aber kaum möglich. Da kam dem guten Kerl der Einfall, uns der Reihe nach den einzigen Anzug zu leihen, den er noch übrig hatte. Ich wurde zum ersten Versuche bestimmt, und obwohl ich in der fremden Gewandung eine auffallende Figur machte, kam ich mit meinem freigebigen Begleiter durch das Dunkel ungehindert an unsern Bestimmungsort. In dem herrschaftlichen Hause war nur ein Diener anwesend, und es dauerte lange, bis ich ihm die Überzeugung beibringen konnte, daß ich wirklich einer von den drei angemelde-

ten Jesuiten sei. Als er sich darüber beruhigt hatte, wurde ich in einem prächtigen Zimmer untergebracht, zog wieder meine Weltpriesterkleider an und ließ meinen Retter auf dieselbe Weise meine Gefährten herüberholen. Dann blieb der freundliche Mann als Koch gegen Bezahlung bei uns, da mit den Herrschaften auch das Personal des Hauses anderswohin gezogen war. Schon am dritten oder vierten Tage hatte aber diese ungewohnte Wirtschaft ihr Ende. Auf Anordnung der Oberen reiste ich in Begleitung mehrerer Patres und Brüder, die vom Fürsten Torlonia reichlich mit Geld versehen worden waren, nach Österreich.

Ideal und Wirklichkeit der Familie

Von Max Pribilla S. J.

Als der Kulturhistoriker W. H. Riehl im Jahre 1855 sein Buch über „Die Familie“ veröffentlichte, konnte er den Satz niederschreiben: „Wie für die Wissenschaft, so muß auch für die Staatskunst die Lehre von der Familie erst noch erobert werden.“ Dabei nannte er die Lehre von der Familie das „Aschenbrödel unter den Disziplinen der Volkskunde“. Aber gerade um die Zeit, in der diese durchaus berechtigte Klage ertönte, regten sich schon von verschiedensten Seiten die Kräfte, um die Familie in ihrer Geschichte und ihrer jetzigen Gestaltung zu erforschen und Pläne für ihre Zukunft zu entwerfen.

Zunächst kam der Aufschwung der geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Forschung auch der Familie zugute. So entstanden über sie eine ganze Reihe von historischen, ethnologischen und rechtswissenschaftlichen Untersuchungen, die unsere Kenntnis über die Familie mit vielen Einzelergebnissen bereicherten, aber leider nur zu oft entweder von vorgefaßten Theorien ausgingen oder auf einer ungenügenden Beobachtung der Tatsachen beruhten. Besonders hat man versucht, für die Anfänge der Menschheit eine regellose Gemeinschaft der Geschlechter zu behaupten (Bachofen, Morgan, Lubbock u. a.), Anschauungen, die namentlich durch Marx, Engels und Bebel in die sozialistischen Kreise hineingetragen wurden und nicht wenig dazu beitrugen, Abkunft und Würde der Ehe und Familie herabzusetzen, bis dann eine eingehende Prüfung des Sachverhalts die gänzliche Haltlosigkeit jener Theorien darlegte und den Beweis erbrachte, daß die Monogamie als die Urform der Ehe und Familie anzusehen ist¹.

Lebensnäher als der wissenschaftliche Streit über die Urgeschichte der Familie war die Frage, wie es um die Familie in der Gegenwart bestellt ist. Diese Frage forderte um so dringlicher eine Antwort, je furchtbarer die Verheerungen waren, die der immer schneller um sich greifende Industrialismus, die Verschiebung, Zusammendrängung und Vermischung der

¹ Vgl. W. Schmidt, Handwörterbuch der Staatswissenschaften III⁴ (Jena 1926), Artikel Familie; W. Koppers, Handwörterbuch der Soziologie (Stuttgart 1931), Artikel Ehe und Familie.